

Christian Oehlschläger, 1954 in Hannover geboren, ist Förster bei der Landwirtschaftskammer Niedersachsen. Er war mehrere Jahre als forstlicher Berater in Mittel- und Südamerika tätig, bevor er die Bezirksförsterei Burgwedel übernahm. Seit 1984 schreibt und veröffentlicht er Fachartikel, Kurzgeschichten und Kriminalromane. www.christian-oehlschlaeger.de

CHRISTIAN OEHLISCHLÄGER

Hirschluder

NIEDERSACHSEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig. Ab S. 297 findet sich ein Glossar.

emons:

Pecunia non olet.

Lateinische Redewendung:
»Geld stinkt nicht.«

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/margie
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Marit Obsen
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2016
ISBN 978-3-95451-963-7
Niedersachsen Krimi
Überarbeitete Neuauflage
Dieses Buch erschien 2014 unter dem Titel »Das Hirschkluder«
im Verlag J. Neumann-Neudamm AG, Melsungen.

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

PROLOG

Die Bustür öffnete sich. Es war siebzehn Uhr fünfundfünfzig, als die englische Touristin Sarah Phillips zum ersten Mal in ihrem Leben Celler Boden betrat.

An jenem Donnerstag Mitte April 2002 erlebte die ehemalige Residenzstadt den ersten warmen Frühlingstag des Jahres. Mühelos war das Thermometer auf über zwanzig Grad geklettert, und die Sonne schien nahezu zwölf Stunden lang aus einem wolkenlosen Himmel. Die lang ersehnte Wärme lockte die Leute aus ihren Häusern und Wohnungen, durch die Altstadt strömten gut gelaunte, sommerlich leicht gekleidete Menschen. Vor etlichen Cafés, Kneipen und Imbissbuden luden Tische und Stühle zum Verweilen ein.

Auf dem Schlossplatz herrschte reger Feierabendverkehr. Hupende Autos, dröhnende Motorräder und brummende Liniensebusse erzeugten eine geschäftige Geräuschkulisse. Zwei bunte Touristenbusse parkten in unmittelbarer Nähe zur Stechbahn, der Hauptverbindungstraße zwischen Schlosspark und Altstadt.

Mit einem dieser Busse reiste Sarah Phillips. Die Lehrerin für Geschichte, Deutsch und Sport unterrichtete an einer Schule in dem kleinen Küstenstädtchen Sidmouth in der südwestenglischen Grafschaft Devon. Ihre Studienreise widmete sie dem Thema »Das deutsch-britische Verhältnis der letzten drei Jahrhunderte« und damit der Zeit von der Epoche der Personalunion zwischen dem Königreich Hannover und dem britischen Thron bis hin zur Gegenwart. Seit mehr als fünfzig Jahren waren britische Streitkräfte in Norddeutschland stationiert – ein Schwerpunkt war Celle und Umgebung.

Der Mittdreißigerin mit der energischen Kinnpartie, dem kohlrabenschwarzen Pagenschnitt, dem blassen Teint und der farbenfrohen, tief ausgeschnittenen Bluse sah man ihre englische Herkunft deutlich an. Behände sprang sie aus dem Reisebus, in der rechten Hand eine quietschgelbe Kunstlederhandtasche. Freundlich nickte sie dem Busfahrer zu, der ihr die

Richtung gezeigt hatte, und machte sich auf den Weg. Mit schnellen Schritten überquerte sie die Straße, ohne das von der Abendsonne malerisch beschienene Schloss oder die prächtig ausgeleuchtete Fassade des Bomann-Museums auch nur eines Blickes zu würdigen. Ihr Ziel war die Filiale der Sparkasse Celle, Schlossplatz 10.

So kurz vor Kassenschluss – es war inzwischen drei Minuten vor sechs – war Sarah Phillips die einzige Kundin. Sie wurde sofort bedient. Eilig legte sie zwei Einhundert-Pfund-Scheine auf den Schalter, um sie in Euro umzutauschen. Die neue europäische Gemeinschaftswährung hatte vor gut drei Monaten, am 1. Januar 2002, die *German Mark* abgelöst. Doch zum Leidwesen der pro Europa eingestellten Lehrerin war Großbritannien der Währungsunion nicht beigetreten.

Gerade wollte sie die druckfrischen Euroscheine entgegennehmen, als der Bankangestellte innehielt. Sarah Phillips schaute in die vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen des jungen Mannes, sah, wie er die Geldscheine losließ und zurückwich. Im selben Augenblick wurde sie von hinten gepackt, ein kräftiger Arm legte sich um ihren Hals. Ihr Kopf wurde zurückgerissen, ein Körper presste sich an ihren Rücken.

»Überfall!«, brüllte der Mann. Aus den Augenwinkeln erkannte sie, dass der Bankräuber eine schwarze Sturmhaube trug, die mit zwei Sehschlitzen versehen war. Er war mindestens einen Kopf größer als sie. »Los, Tür auf! Oder ich blase der Frau den Kopf weg.«

Sarah Phillips erstarrte. Der Mann hielt ihr etwas Hartes, Metallisches unters Kinn. Es war rund und kalt. Wahrscheinlich die Mündung einer Waffe. Auch ohne zu sehen, womit sie bedroht wurde, erkannte sie den Ernst der Lage. Sie wagte nicht, sich zu rühren.

Der junge Bankangestellte hinter dem Panzerglas zögerte.

»Los, los, nu mach schon!«, kommandierte der Bankräuber.

In ihrem eingeschränkten Gesichtsfeld tauchte ein weiterer Mann auf, ungefähr zwei Meter entfernt neben ihr. Auch sein Gesicht war mit einer Sturmhaube ver mummt. In den Händen hielt er eine Maschinenpistole. Als er sich umwandte, sah sie

ihn von hinten. Sein schwarzer Overall trug auf dem Rücken einen Schriftzug in weißen Buchstaben: »POLIZEI!«.

Mit dem Kolben der Maschinenpistole schlug der Mann gegen die Kassenraumtür. Sie wurde von innen geöffnet, der Bankräuber drängte in die Kabine und trieb den Sparkassenangestellten mit vorgehaltener Waffe vor sich her in Richtung Tresorraum. Durch das Panzerglas konnte Sarah Phillips sehen, wie der Kassierer ein Schlüsselbund aus der Tasche zog.

In diesem Moment wurde sie mit einem heftigen Ruck herumgerissen. Es fehlte nicht viel, und der Gangster hätte ihr das Genick gebrochen. Vor Schmerz schrie sie auf, Tränen stiegen ihr in die Augen. Im Klammergriff des Gangsters war ihr Blick nun in den Schalteraum gerichtet.

»Schön liegen bleiben!«, brüllte der Bankräuber.

Die beiden Mitarbeiterinnen, die ihr beim Betreten der Sparkasse so nett zugewinkt hatten, lagen flach auf dem Boden. Draußen, direkt vor der Sparkassentür, sah sie einen dunklen Pkw, es war ein BMW mit einem eingeschalteten Magnet-Blaulicht auf dem Dach. Hinter dem Lenkrad wartete ein dritter Komplize, ebenfalls ver mummt.

Der Bankräuber presste Sarah Phillips brutal an sich. Sie spürte seinen heftigen Atem. Der Mann roch nach Nikotin, Kaffee und Alkohol.

»Ganz brav«, knurrte er. »Sonst ...« Das kühle, metallische Etwas ließ von ihrem Kinn ab. Der Mann streckte seine mit einem schwarzen Lederhandschuh geschützte Hand vor, um ihr zu zeigen, womit er sie bedrohte.

Auch er war mit einer Maschinenpistole bewaffnet. Sarah Phillips kannte sich zwar nicht gut mit Waffen aus, hatte jedoch schon einmal ungewollt Bekanntschaft mit einer dieser automatischen Handfeuerwaffen gemacht. Als sie eine Zeit lang an einer der Problemschulen im Süden Londons tätig gewesen war, hatte ein vierzehnjähriger Schüler im Unterricht eine ganz ähnliche Waffe aus seinem Rucksack geholt und damit herumgefuchelt. Bis feststand, dass es sich um eine Attrappe handelte, hatte sie Todesängste ausgestanden.

»Wumm!«, hauchte ihr der Bankräuber ins Ohr.

Die Hand mit der Waffe verschwand aus ihrem Blickfeld. Wieder presste er die Laufmündung an ihr Kinn, dann glitt das kalte Metall langsam an ihrer Kehle hinab und wanderte weiter, immer tiefer – bis in den Ausschnitt ihrer bunten Bluse. Gleichzeitig drängte sein Unterleib gegen ihren Körper. Deutlich spürte sie die Gürtelschnalle des Gangsters, hörte sein aufgeregtes Schnaufen.

Unüberlegt und reflexartig stieß Sarah Phillips ihren Ellenbogen mit großer Wucht nach hinten. Röchelnd und prustend ließ der Räuber sie los. Offenbar hatte sie ihn an seiner empfindlichsten Stelle getroffen.

Der Mann krümmte sich vor Schmerz. Doch überraschend schnell raffte er sich wieder auf. Mit seiner freien Hand packte er die vor Schreck wie versteinert dastehende Engländerin am Schopf und zerrte sie zu sich heran. »Du Biest!«, schrie er ihr ins Gesicht, während er ihr ein ganzes Haarbüschel ausriss. »Das machst du nicht ...«

Weiter kam er nicht.

Voller Panik hatte Sarah Phillips den Kopf zur Seite gedreht – und mit aller Kraft zugebissen. Sie erwischte die Stelle am Handgelenk, zwischen Lederhandschuh und Overall-Ärmel, die durch die Rangelei für einen kurzen Moment ungeschützt war. Ihre Zähne gruben sich tief in seinen Arm. Und sie ließ nicht locker.

Ansatzlos schlug er zu. Mit dem Kolben seiner Maschinenpistole. Mit voller Wucht. Immer wieder. Traf ihre Stirn, ihr rechtes Ohr, ihren Hinterkopf. Bis sie, aus vielen Wunden blutend, endlich den Biss lockerte, seinen Arm freigab – und zusammenbrach.

Der Bankräuber stand vor Wut schnaubend über ihr und rieb sich sein schmerzendes Handgelenk.

»Abflug!«, hörte sie jemanden wie aus weiter Ferne brüllen. Dann sah sie, dass der zweite Gangster zurück in den Schalterraum gerannt kam. Die Waffe geschultert, trug er zwei prall gefüllte Säcke aus Jute in den Händen.

Ein wuchtiger Tritt traf sie am Hinterkopf, und Sarah Phillips verlor das Bewusstsein.

Die Schüsse, die kurze Zeit später vor dem Bankportal fielen, hörte sie nicht mehr.

Das marode Holz knarrte. Der Steinmarder, der seinen Tages-schlafplatz hoch oben im Gebälk einer einsam gelegenen Feldscheune eingerichtet hatte, hob sein Haupt. Jemand hatte das große Holztor aufgerissen. Schummrige Licht fiel auf staubiges Heu, aufgeplatzte Strohballen und ausrangierte Landmaschinen.

Ein Motorradhelm mit hochgeklapptem Visier und die breite Schulterpartie einer schwarzen Lederjacke tauchten im Türrahmen auf. Dann schob sich ein Arm mit einer eingeschalteten Stabtaschenlampe nach vorne. Deren Strahl irrlichterte durch das Scheuneninnere.

»Alles sauber«, krächzte der Bursche in der Lederjacke und trat ein. Ihm folgten zwei weitere Männer, die jeder ein Geländemotorrad schoben. Auch sie trugen Integralhelme und Lederjacken. Hastig rollten sie die Enduro-Maschinen in eine Ecke und bockten sie auf.

Der Taschenlampenmann schloss derweil das Tor. »Verdammt Scheiße!«, fluchte er unterdrückt, während er den Holzriegel herunterklappte. Dann riss er sich wütend den Helm vom Kopf. Ein verschwitztes, hochrotes Gesicht mit einer Boxernase kam zum Vorschein. »Verfluchte Ballerei!«, rief er nun lauter. Er trat gegen eine leere Coladose am Boden, die scheppernd im Gestänge eines Heuwenders landete. »Was sollte das? Musstest du unbedingt den Rambo machen?«

»Passiert halt«, blaffte der Kleinere der beiden anderen zurück. Auch er hatte den Helm abgenommen. Sein kugelrunder Schädel war geschoren und blitzblank poliert, die rechte Augenbraue zierte ein Piercing. »Was musste der Bulle auch den Helden spielen?«

»Wenn der nun den Löffel abgibt?«

»Red keinen Quatsch. Den hab ich doch nur an den Beinen erwischt.«

»Hoffentlich hast du recht«, erwiderte der Dritte im Bunde. Ein schlaksiger, hagerer Typ. Ein Mittelscheitel trennte sein

strähniges halblanges Haar, das dringend einer Wäsche bedurfte. »Sonst können wir uns auf was gefasst machen.«

Der Gepiercte winkte ab. »Wird schon schiefgehen.« Er bückte sich zu den beiden Jutesäcken, die er zu seinen Füßen abgestellt hatte. In hohem Bogen schleuderte er sie ins Heu. »Was regt ihr euch auf? Is doch alles super gelaufen. Wir haben irre abgesahnt. Nur große Scheine, gelbe und lila. Mindestens 'ne halbe Mille.«

»Na, wenigstens was.«

Der mit der Boxernase schob den Ärmel seiner Jacke hoch und streckte das rechte Handgelenk vor. »Da ... nun ja, da ist noch was.« Die sichelförmige Wunde mit dem verkrusteten Blut war deutlich zu sehen. »Das Miststück von Schlampe hat mich gebissen. Wie 'n rüdiger Köter. Ich hätte sie kaltmachen sollen.«

Seine Kumpane traten näher.

»Hattest das Luder wohl nicht richtig im Griff«, knurrte der Gepiercte ungehalten. »Is aber 'n schöner Zahnabdruck. Der kann dir noch 'ne Menge Ärger einbringen.«

»Euch genauso«, schnauzte sein Komplize.

»Mach mal halblang.« Der mit dem Mittelscheitel guckte böse. »Das ist dein Problem. Wie kann man nur so dämlich sein und sich von so 'nem Weibstück beißen ...«

»Schluss jetzt!«, wettete der Gepiercte. »Passiert ist passiert.« Er packte die Boxernase am Arm. »Mit dem netten Andenken da tauchst du erst mal 'ne Weile unter, klar? Sonst haben die uns ratzfatz am Arsch.«

Die Boxernase stöhnte auf.

»Zwei, drei Wochen werden reichen. Verzieh dich zu Kalle nach Hamburg, bis das da verheilt ist. Dann können se dir nix mehr anhängen.«

Die Boxernase legte missmutig den Kopf in den Nacken und starrte ins finstere Dachgebälk der Scheune. Als suchte er die Lösung seines Problems dort oben. Den Steinmarder, der ihn mit seinen Knopfaugen fixierte, bemerkte er nicht. »Und die Kohle?«, fragte er schließlich.

»Die lassen wir verschwinden. Wie geplant. Gemeinsam. Und das Versteck wird nicht angerührt, klar? Zwei, drei Monate mindestens. Wenn's sein muss, auch länger. Bis Gras über die

Sache gewachsen ist. Dann sehen wir weiter.« Der Gepiercte trat zu den Geldsäcken im Heu. »Und jetzt machen wir erst mal Kassensturz.«

Der Ambulanzwagen bog in die Einfahrt zur Notaufnahme des Celler Allgemeinen Krankenhauses ein, als Sarah Phillips wieder zu sich kam. In ihrem bandagierten Kopf wummerte und hämmerte es, als hätte jemand ihre Schläfen in eine Schraubzwinge geklemmt. Böse Erinnerungen an wilde Birminghamer Studentenzeiten drängten sich in ihr Bewusstsein, an die qualvollen Tage nach den Saufgelagen am Wochenende.

Mühsam öffnete sie die Augen und blinzelte in grelles Licht.

»Sie ist wach«, hörte sie jemanden auf Deutsch sagen. Ihr fiel wieder ein, dass sie in Deutschland zu Besuch war, dass ihre Studienreisegruppe in Celle angekommen sein musste. Mehr aber auch nicht.

»Hallo. Können Sie mich hören?« Ein blonder junger Mann hatte sich über sie gebeugt. Das rote Kreuz auf dem weißen Poloshirt nahm sie nur verschwommen wahr.

»Yes«, murmelte sie wie in Trance. »*I can hear you.*« Ihr Mund schien weitgehend unversehrt. Daraus, dass sie liegend in einem Rettungswagen transportiert wurde, schloss sie unwillkürlich auf einen Unfall.

»*What's your name, do you remember?*«

»*Sarah Phillips.*«

»*Where do you come from?*«

»*Sidmouth, England.*«

»*And you know where you are?*«

»*Yes, of course. I'm in Germany, in Celle.*«

»*Good. Very good.*« Der junge Mann nickte mehrmals. »*Do you know ... Are you able to -*«

»Wir können Deutsch reden«, unterbrach sie ihn nahezu akzentfrei, während ihr Blick versuchte, dem grellen Licht, das auf sie herabschien, zu entfliehen.

In diesem Augenblick stoppte der Wagen. Die Hecktüren wurden aufgerissen, ein kühler Luftzug streifte ihre nackten Beine.

»Ist sie wieder ansprechbar? Kann ich kurz mit ihr reden? Bitte, nur eine Minute«, hörte sie eine andere deutsche Männerstimme sagen. Eine tiefe, klare Stimme. »Es ist wichtig.«

»Okay«, erwiderte der Notarzt und trat zur Seite. »Aber nur eine kurze Minute. Sie spricht übrigens Deutsch.«

Der Mann kletterte in den Rettungswagen und beugte sich über sie. Er lächelte freundlich. »Robert Mendelski von der Kriminalpolizei Celle«, sagte er. »Frau Phillips, wie geht es Ihnen?

»*Well*. Nicht besonders gut.« Ihr gequälter Gesichtsausdruck unterstrich ihre Worte.

»Können Sie sich an den Banküberfall erinnern?«

»Banküberfall?« Ihr Schädel dröhnte wie eine Dampftramme.

»No. Nein.«

Der Kriminalbeamte guckte enttäuscht. »Sie befanden sich zufällig in der Schalterhalle«, erklärte er, »als zwei maskierte Männer die Stadtparkasse überfielen. Dabei wurden Sie verletzt.«

Sarah Phillips versuchte, sich trotz ihres Brummschädels zu konzentrieren. »Ich kann mich nicht erinnern«, erwiderte sie schließlich matt.

»Von der Schießerei haben Sie auch nichts mitbekommen?«

»Schießerei?« Sie riss die Augen auf. »*Goodness!* Wurde auf mich geschossen?«

»Nein, Sie wurden niedergeschlagen. Die Bankräuber hatten Sie als Geisel genommen – zumindest für eine kurze Zeit.«

»Geisel, ich?« Sie versuchte, den Kopf zu schütteln, was ihr aber nicht gelang. Man hatte ihr eine starre Halskrause angelegt. »*Sorry*, aber ich kann mich an gar nichts erinnern.«

»Sie waren sehr tapfer und haben sich gewehrt ... und dabei einen der Bankräuber in den Unterarm gebissen.«

»Gebissen? Ich habe jemanden gebissen?« Perplex fuhr sich Sarah Phillips mit der Zunge über die Zähne. Sie spürte eine Unebenheit zwischen den Zähnen im linken Oberkiefer.

»Ihr Zahnabdruck kann uns vielleicht zu den Bankräubern führen«, fuhr Mendelski fort.

»Da ist was«, murmelte Sarah Phillips, während sie versuchte, ihren an einen Tropf angeschlossenen Arm zu heben.

»Im Oberkiefer. Ich glaube, da ist ein Stück von einem Zahn abgebrochen.«

»Das wäre wohl mit Abstand das geringste Übel«, sagte der Notarzt. Er hatte die ganze Zeit zugehört. »Ihr Kopf hat so einiges mitbekommen. Aber wir wollen mal sehen. Öffnen Sie bitte den Mund.«

Mit einer Taschenlampe in Kugelschreibergröße leuchtete er in ihren Mund.

»Nein, da fehlt nichts«, sagte er. »Im Gegenteil, da ist was zu viel zwischen den Zähnen, das gehört da nicht hin ...« Er wandte sich um und öffnete eine der Schubladen im Wandschrank.

Kurze Zeit später hatte er das Etwas entfernt und hielt eine Pinzette in die Höhe. »Na, sieh mal einer an. Ein Hautfetzen, ziemlich groß, man kann sogar kleine Härchen erkennen.«

»Hautfetzen? Härchen? – Schnell, eine Plastiktüte.« Robert Mendelski strahlte Sarah Phillips an. Er schien von dem Fund entzückt. »Frau Phillips, Sie sind ein Schatz.«

EINS

Die ganze Nacht über hatte es geschneit.

Es war Anfang Dezember, und nur mühsam drang das Morgenlicht durch die dichte und tief hängende Wolkendecke. Himmel und Erde schienen zu einer grenzenlosen grauweißen Masse vereint zu sein. Nichts deutete darauf hin, dass der Schneefall bald enden würde.

Trotzdem herrschte an diesem frühen Montagmorgen reges Treiben auf den Straßen Wienhausens. Zwei blinkende Schneepflüge, jeweils gefolgt von einer kleinen Autokolonne, begegneten sich auf der Hauptstraße. Der eine bog in den Schlossgarten ein, um in Richtung Oppershausen davonzubrausen, der andere donnerte weiter in die Celler Straße. Überall betätigten sich Menschen vor ihren Häusern. Mit Schneeschiebern, Schaufeln, Besen, motorbetriebenen Fräsen und Gebläsen rückten sie der weißen Pracht zu Leibe. Kein Bürgersteig, kein Gehweg, keine Grundstücks- oder Garagenzufahrt war vor ihnen sicher.

Auch rund um das Kloster wurde emsig Schnee geschoben und gefegt. Das mächtige Backsteingebäude, die Klosterkirche, der hölzerne Glockenturm, die Wassermühle, der zum Trauhaus umfunktionierte Kornspeicher – all das war im Laufe der Nacht nach und nach unter einer weißen Schneedecke verschwunden.

Ein Kolkrabe, der hoch oben im Geäst einer Winterlinde neben dem Mühlenkanal hockte, beobachtete interessiert das Geschehen am Boden. Bestand doch die Chance, dass durch das Schneeschieben die tote Ringeltaube wieder zum Vorschein kam, die er gestern Abend in der Nähe der Wassermühle gefunden und zur Hälfte verspeist hatte. Vor Einbruch der Dunkelheit war sie von der Konkurrenz, den Dorfelfstern und Krähen, nicht entdeckt worden und nun über Nacht zugeschnitten.

Ab und an schüttelte der Kolkrabe sein Gefieder, um den Schnee loszuwerden. Er war ein alter, einsamer Geselle, Witwer seit einem Jahr. Mit einem tiefen »Kraa, kraa, kraa!« rief er sein

Leid in die Welt hinaus. Er hatte Hunger. Dass er allein war, erschwerte die Futtersuche enorm. Vier Augen sahen stets mehr als zwei. Und der Wintereinbruch machte seine Lage noch problematischer.

Da! – Der Mann unten an der Wassermühle hatte die tote Taube mit seinem Schneeschieber freigelegt. Ihr Kadaver schien weiterhin in einem guten Zustand, nur mit etwas Neuschnee paniert. Der Mann stutzte kurz, nahm den tiefgefrorenen Vogel auf das Schaufelblech und versenkte ihn in einem Papierkorb.

Mit wütendem »Rak, rak, rak!« schwang sich der Kolkrabe in die Höhe. Die Taube im Papierkorb war für ihn verloren. Frustriert verließ er Wienhausen in Richtung Osten, flog ein Stück parallel zur Aller und bog dann scharf nach Süden ab. Die schneebedeckten Dächer von Offensen ließ er in einiger Entfernung links liegen, überquerte Felder und Wiesen und schließlich auch den Mühlenkanal. Zum Sinkflug setzte er erst an, als er den Wald erreichte: das Langlinger Holz, den Klosterforst.

Sein Ziel war eine Huteiche inmitten eines ausgedehnten Kiefernstangenholzes. Den Solitärbaum, eine imposante, dreihundert Jahre alte Stieleiche mit baumstammstarken, weit ausladenden Seitenästen, hatte ein weiser Forstmann aus Naturschutzgründen stehen gelassen, als der Bestand vor fünfzig Jahren mit Kiefern neu aufgeforstet worden war. In den letzten beiden Jahrhunderten hatte die Eiche als Mastbaum für die Hausschweine gedient, die zur Waldweide, der Hute, getrieben worden waren.

Um die Lage zu peilen, ließ sich der Kolkrabe zunächst auf einem abgestorbenen Seitenast der Eiche nieder. Eine Handvoll Schnee rieselte zu Boden, als der mächtige Vogel seine Krallen um das zwar tote, jedoch noch immer steinharte Holz klammerte.

Die Waldarbeiter waren immer noch da. Das Schneetreiben und die schlechte Sicht schienen kein Grund zu sein, die Durchforstungsarbeiten im Kiefernbestand abubrechen. Ein Harvester und ein Forwarder, zu Deutsch: Holzvollernter und Rückezug, standen mit abgeschalteten Motoren in trauter Eintracht in einer Rückegasse. Ihre Maschinenführer waren nicht zu sehen. Am Wegesrand parkte ein Auto mehr als sonst,

ein dunkelgrüner Volvo-Kombi mit Celler Kennzeichen. Der amerikanische Pick-up vom Harvesterfahrer und der Mercedes-Sprinter vom Rücker trugen finnische Nummernschilder. Anscheinend hatten sich die beiden Waldarbeiter zu ihrem Besuch in den Kombi gesetzt.

Der Kolkrabe wählte sich sicher und senkte den Kopf. Mit seinen trotz seines hohen Alters noch immer ungewöhnlich scharfsichtigen Sehorganen äugte er zum Stammfuß der Eiche hinab.

Ja, es war noch da.

Das Hirschkluder.

Direkt unter dem Baum, in einer tiefen Mulde. Die Geweihspitzen und die Reste des mächtigen Wildkörpers ragten deutlich aus dem Neuschnee empor.

Der Kolkrabe hatte den verendeten Hirsch gestern Morgen bei einem Streifzug durch die Wälder entdeckt. Die normalerweise scheuen Wildschweine, die sich tagsüber gern ruhig verhielten, waren sein Wegweiser gewesen. Schon von Weitem hatte man die Sauen grunzen, quieken und schmatzen gehört.

In der Mulde war es hoch hergegangen. Eine Rotte von sieben Stück, zwei Bachen und fünf Frischlinge, hatte um die Reste des Kadavers gestritten. Mit seinem Gebrech knackte das Hauptschwein die Rippen des Hirsches, als wären es Streichhölzer. Die andere Bache machte sich am Hals zu schaffen, dass die Fetzen nur so flogen, während die Frischlinge an allen vier Läufen zerrten und knabberten.

So hungrig er auch gewesen war, für den Kolkraben gab es zunächst keine Chance, ein Stück von dem edlen Wildfleisch zu ergattern. Zwanzig lange Minuten hatte er mitansetzen müssen, wie der Hirschleib immer weniger wurde, nach und nach in sich zusammenfiel und schließlich die blanken Knochen zum Vorschein kamen. Erst als sich der Harvester bis auf wenige Baumrängen an die Huteeiche und damit an das Hirschkluder herangearbeitet hatte, als die Kronen gefällter Kiefern in unmittelbarer Nähe zu Boden krachten, ließen die Wildschweine von dem Aas ab, sprangen aus dem Loch und stoben davon.

Darauf hatte der Kolkrabe sehnlichst gewartet. Wie ein reifes

Stück Obst ließ er sich aus der Krone fallen und landete am Rand der Mulde. Nachdem er die Entfernung zum Harvester taxiert und den Sicherheitsabstand für noch so eben erträglich befunden hatte, war er auf das Hirschkluder geklettert und hatte zu picken begonnen.

Die Sauen hatten ausreichend große Happen übrig gelassen. Insbesondere das Haupt des Hirsches war nahezu unversehrt geblieben. Mehr als genug für eine reichliche Mahlzeit.

Erst in Augenhöhe mit dem Kadaver hatte der Kolkrabe erkennen können, dass es sich bei dem Hirsch um einen außergewöhnlich kapitalen Vertreter seiner Spezies handelte, um einen wahren König der Wälder. Wie weit der schwarzgefiederte Vogel auch in den Jagdgründen der Südheide herumgekommen war: Ein derart großes Geweih mit so vielen Enden war ihm noch nicht unter die Fittiche gekommen. Dem Kopf nach zu urteilen, musste es sich um einen alten Hirsch handeln, um einen sehr alten sogar. Vielleicht war er ja an Altersschwäche gestorben. Oder er hatte sich beim Zusammenstoß mit einem Auto auf der Landstraße lebensgefährlich verletzt. Vielleicht war er aber auch einem Grünrock in die Quere gekommen, der ihn beschossen, aber nicht richtig getroffen hatte. Das kranke Tier könnte danach geflüchtet sein, hatte sich hier in der Mulde abgelegt und war elendig verreckt.

Erst als er genug gefressen hatte und der Harvester bedrohlich nahe herangekommen war, hatte der Kolkrabe von dem Aas abgelassen und das Weite gesucht. Eine großzügige Schleife über Sandlingen und Eicklingen ziehend, war er schließlich zurück nach Wienhausen geflogen.

Außer dem Neuschnee schien sich seit gestern nicht viel verändert zu haben. Die Sauen waren nicht noch einmal hier gewesen, vielleicht hatten die Waldarbeiter sie abgeschreckt.

Keck, wie Rabenvögel sind, ließ sich der Kolkrabe auf der Augsprosse des mächtigen Hirschgeweihs nieder. Ohne lange zu fackeln, begann er an den Lauschern zu zupfen, die neben den Stangenenden in die Höhe ragten. Der Kadaver war zugeschnitten und beinhart gefroren, und es kostete ihn einige Mühe, an verwertbares Fleisch heranzukommen.

Menschengeschrei ließ ihn zusammenfahren. Der Kolkrabe hob den Kopf und äugte in Richtung Waldweg. Von dort kam der Lärm. Von dort kamen auch Menschen. Vier Mann.

Die beiden Finnen und zwei Fremde schritten direkt auf ihn zu. Die Waldarbeiter trugen ihre typische Arbeitskleidung, kanadische Holzfällerjacken und Baseballkappen. Die beiden Fremden sahen wie Jäger aus, mit grünen Armeejacken und Hüten. Sie hielten Waffen in den Händen, der eine eine kurze, der andere eine lange.

Seltsam, wie sie sich benahmen. Sie rangelten, schrien, stritten miteinander.

Verschreckt erhob sich der Vogel in die Luft und flog eine Kehre zurück in die Spitze der Huteeiche.

Die Menschengruppe kam näher.

Der Kolkrabe – von Natur aus ebenso neugierig wie vorsichtig – verließ das winterkahle Geäst des Laubbaums, das wenig Deckung bot, und flog ein paar Bäume weiter. Im Schutze einer immergrünen Kiefernkrone verfolgte er das Geschehen am Boden.

Die Menschen waren nun bei der Huteeiche und der Mulde mit dem Hirschluder angekommen. Der Jäger mit der langläufigen Waffe deutete auf das tote Tier und brüllte herum.

Der Harvesterfahrer schüttelte heftig den Kopf. In seinen weit aufgerissenen Augen spiegelte sich Verzweiflung – und Angst. Todesangst. Auch seinem finnischen Landsmann, dem Holzrucker, stand die Furcht ins Gesicht geschrieben. Der zweite Jäger geriet völlig in Rage und begann, die beiden mit Fußritten und Fäusten zu attackieren.

Sein Kumpan zerrte an seinem Arm, um den Rasenden zu bremsen, dann flüsterte er ihm etwas ins Ohr. Der andere zögerte, schließlich nickte er. Im Laufschrift trieben die Jäger die beiden Waldarbeiter zurück zu ihren Maschinen, die Gruppe verschwand aus dem Blickfeld des Kolkraben.

Anstatt zum Hirschluder zurückzufliegen, verharrte der Vogel vorsichtshalber auf seinem Baum. Er zog den Kopf ein und verhielt sich regungslos.

Wenige Minuten später wurde die Maschine des Harvesters

angelassen, Menschengeschrei übertönte jedoch den Motorenlärm. Panisches Geschrei, das dem Vogel durch Mark und Ständer ging.

Der Motor heulte mehrmals auf, die Kettensäge des Harvesters surrte, aber es fiel kein Baum.

Dann herrschte Stille.

Gespentische Stille.

Der Harvestermotor lief nicht mehr. Der Schneefall wurde wieder stärker, der Winterwald schien jegliche Geräusche zu verschlucken.

Der Kolkrabe streckte seinen Kopf in die Höhe, um besser lauschen zu können. In der Ferne klappten Autotüren, ein Pkw-Motor wurde gestartet. Das Fahrzeug entfernte sich in rasanter Fahrt.

Die Stille kehrte zurück.

Erst nach Minuten siegte der Hunger über die Vorsicht, und der Vogel wagte sich aus der Deckung. Durch dichtes Schneetreiben flog er zurück zur Huteeiche und ließ sich in deren Krone nieder, um Ausschau zu halten. Nichts Verdächtiges zu erkennen. Das Hirschluder lag verlassen in der Mulde und schneite zusehends zu. Von den Menschen hörte und sah man nichts mehr, die Forstmaschinen waren hinter einem dichten Vorhang aus Schneeflocken verschwunden.

Misstrauisch schwang sich der Kolkrabe zu einem Erkundungsflug in die Luft. Dabei überflog er den Waldweg, an dem Harvester, Forwarder und die Autos der Waldarbeiter standen. Von den beiden Finnen und den Jägern war nichts zu sehen. Auch der grüne Volvo-Kombi war verschwunden. Gerade wollte er abdrehen, um zum Hirschluder zurückzufiegen, da bemerkte er etwas Merkwürdiges. Anders als vorhin war der Kranarm des Harvesters ausgefahren und ragte schräg in den Himmel. Die geschlossenen Zangen des Sägekopfs hielten etwas umklammert. Nach einem Stück Holz sah es allerdings nicht aus.

Der Vogel flog eine Schleife und näherte sich der Forstmaschine von der Frontseite her. Jetzt war es genauer zu erkennen: An der einen Seite des Sägekopfs hingen zwei Menschenbeine

herunter, von der anderen Seite tropfte Blut. Im Schnee auf dem Waldboden unterhalb des Krans hatte sich eine riesige Lache gebildet.

Der Kolkkrabe ging in den Sinkflug über und landete zielsicher auf der Spitze des Krans. Seine Aasvogel-Instinkte waren geweckt. Und tatsächlich: Im Sägekopf des Harvesters klemmte ein lebloser menschlicher Körper – ohne Kopf. Der Kleidung und den Stiefeln nach zu urteilen, schien es sich um einen der beiden finnischen Waldarbeiter zu handeln.

Der abgetrennte Schädel lag mit der Nase nach unten wenige Meter neben der Blutlache im Schnee. Die Baseballkappe war nirgends zu sehen.

Ohne zu zögern, breitete der Kolkkrabe seine Flügel aus und setzte zum Sturzflug an.

Kaum war Henning Grube aus dem Funkloch heraus, meldete sich sein Handy. Er griff nach dem Smartphone, das auf dem Beifahrersitz lag, und schaute auf das Display. 3311, die Mailbox. Nachdem er die Verbindung hergestellt hatte, wurde eine neue Nachricht angekündigt. Sie war bereits eine halbe Stunde alt.

Zunächst hörte er nur dröhnenden Lärm, wahrscheinlich Motorengeräusche. Dann abgehackte Sätze: »Mika ... hier ... sind zwei Männer ... Jäger mit Waffen ... machen Stress ...«

Die Aufzeichnung endete abrupt. Der junge Mann nahm den Fuß vom Gas.

Hinter ihm hupte ein Auto. Auf der schneebedeckten Landstraße war es für nachfolgende Fahrzeuge gefährlich, wenn der Vordermann ohne erkennbaren Grund abbremste.

Henning Grube bog in den nächsten Feldweg ein und drückte hastig auf seinem Smartphone herum. Was war da los? Zitternd hielt er das Telefon ans Ohr und wartete auf eine Antwort. Doch bei Mika schaltete sich lediglich die Mailbox ein.

»Verdammt!«, fluchte er laut. Sollte da etwa jemand ...

Von einer Minute zur anderen war er leichenblass geworden. Wütend warf er das Handy auf den Beifahrersitz, legte den Rückwärtsgang ein und setzte mit durchdrehenden Reifen zurück auf die Landstraße.

Nur zehn Minuten später erreichte er das Langlinger Holz. Eine lange Schneefahne hinter sich herziehend, raste der Kombi in den Wald hinein – bis zu der Stelle, an der die Autos und Maschinen der Finnen standen.

Ein weiteres Fahrzeug war nirgends auszumachen.

Auf dem Waldweg, auf den noch immer leichter Schneefall niederging, war keine Menschenseele zu sehen. Er hielt hinter dem Sprinter und stieg aus dem Wagen. In der geöffneten Fahrertür stehend lauschte er in den Wald hinein, in Richtung Huteeiche.

Stille.

Henning Grube wurde es mulmig. Vorsichtig und so leise wie möglich – als ginge es darum, während der Blattzeit einen Rehbock anzupirschen – öffnete er die Tür zur Rückbank und holte eine Büchse mit Zielfernrohr heraus, die in einem offenen Gewehrfutteral gesteckt hatte. So geräuscharm es irgend ging, lud er die Waffe durch.

Ohne die Autotüren zu schließen, schlich er zum Sprinter und spähte dahinter hervor. Der Schnee knirschte laut unter seinen Canada-Boots. Wieder lauschte er.

Gespentische Stille.

Da fiel sein Blick auf den Harvester. Der Kran stand in die Höhe gereckt. Eine untypische Parkposition, sehr ungewöhnlich. In der Zange, die sonst Baumstämme festhielt, klemmte etwas, das nicht wie Holz aussah.

In geduckter Haltung verließ Henning Grube den Schutz des Sprinters, die Waffe schussbereit in den Händen. Je näher er dem Harvester kam, desto mehr verdichtete sich sein Verdacht. Ein haarsträubender, schrecklicher und bluttriefender Verdacht.

Oben im Sägekopf, gut fünf Meter über dem Erdboden, ragten die Beine eines Menschen aus der Greifzange.

»Oh, mein Gott!« Er stöhnte auf. Aus den Augenwinkeln registrierte er eine Bewegung: Zwischen den Bäumen hatte sich etwas geregt. Am Boden, im Schnee. Rechter Hand, keine zehn Meter von ihm entfernt.

Wie bei einer Drückjagd auf Sauen schwenkte Henning Grube Kopf, Oberkörper und Gewehr zur Seite.

Da. Zwischen zwei Kiefern entdeckte er ein rhythmisches Auf und Ab. Pechschwarzes Gefieder mit kräftigem Schnabel, ein Vogelkopf – ein Kolkkrabe beim Picken.

Entschlossen hob er die Büchse und schoss in die Luft.

»Weihnachtsmarkt ohne Glühwein ist voll öde«, maulte Maike Schnur, während sie lustlos an ihrem Früchtepunsch nippte. »Weihnachtsmärkte finde ich eigentlich sowieso zum Kotzen. – Autsch, ist der heiß.«

»Nun mach mal halblang«, nuschelte ihr Kollege Jo Kleinschmidt. Schmalzgebäckreste bröselten aus seinen Mundwinkeln. »Es muss auch mal ohne Alkohol gehen. Ist doch wunderschön hier. Die Altstadtkulisse, die vielen bunten Buden, dazu das tolle Winterwetter ...«

»Ich frier mir 'n Arsch ab.«

»Du hast auch immer was zu meckern.«

»Nicht immer«, giftete Maike. »Aber der alljährliche Weihnachtskommerz geht mir mächtig auf den Keks.«

»Könntest ja wenigstens Rücksicht auf Ro...«

»Ist ja gut«, fuhr Robert Mendelski dazwischen. Der Kriminalhauptkommissar hob seinen Punschbecher zur Versöhnung. »Wollt ihr beiden mir vielleicht den Gefallen tun, heute mal nicht zu streiten?«

Heiko Strunz und Ellen Vogelsang von der KT stießen als Erste mit ihm an. Dann folgten die Becher von Jo und Maike. Als sich alle fünf Becher berührten, schaute Mendelski jedem Einzelnen in die Augen und sagte feierlich: »Schön, dass ihr gekommen seid, um mit mir an meinem Geburtstag die Mittagspause zu verbringen. Ihr wisst, wie ich den Celler Weihnachtsmarkt liebe. Und mit meinen netten Kollegen find ich's besonders toll.«

»Stimmt«, erwiderte Ellen Vogelsang und nippte an ihrem Punsch. »Ich bin auch gerne hier. Jedenfalls ist es hier tausendmal stimmungsvoller als in unserer Kantine.«

Maike Schnur seufzte zustimmend. »Dazu gehört ja nicht viel. Die Weihnachtsdeko ist mal wieder unter aller Sau ... so was von lieblos ...«

»Apropos Kantine.« Heiko Strunz rieb sich den Bauch. »Ich glaube, mein Magen knurrt. Schlage vor, dass wir mal rüber zum Würstchenstand wechseln.«

Mendelski setzte gerade zu einer Antwort an, als sein Handy in der Brusttasche vibrierte.

Das Auto war nicht zu hören gewesen. Genauso wie der Mensch, der sich vorsichtig angeschlichen hatte. Der tiefe Schnee, der Waldboden und Bäume umhüllte, schluckte die Geräusche wie eine überdimensionale Lärmschutzwand.

Hinzu kamen der Hunger und die gefräßige Gier, die ihn ablenkten. Zu verlockend war das frische, noch bluttriefende Fleisch, als dass der Kolkkrabe sich alle Nase lang umschaute und sichern konnte.

Der Schuss in unmittelbarer Nähe erschreckte den Vogel mächtig. Er ließ von seiner Beute ab und schwang sich hastig in die Höhe. Erst als er sich in sicherem Abstand wähnte, stieß er ein wütendes »Kraa, kraa!« aus.

In dreifacher Baumhöhe flog er einen großen Bogen und ließ sich danach erneut im Geäst der Huteeiche nieder. Seinen Schnabel, an dem noch frisches Blut klebte, putzte er geschickt am toten Holz der Eiche sauber. Immer wieder schielte er dabei zum Hirschkluder hinunter.

Der Mensch, der geschossen hatte, hastete auf ihn zu. Exakt auf der inzwischen zugeschnittenen, jedoch noch halbwegs sichtbaren Spur, die vorhin die vier Männer hinterlassen hatten. Das Gewehr geschultert und mit gesenktem Kopf, studierte er den Boden. Seine Bewegungen wirkten fahrig.

Der Kolkkrabe verharrte ruhig auf dem Ast. Nach der Völlerei und der unerwarteten Flucht war er zu erschöpft, um gleich wieder durchzustarten. Aus luftiger Höhe beobachtete er, wie der Mensch zum Hirschkluder gelangte und den Tierkadaver betrachtete. Doch dann benahm sich der Zweibeiner recht sonderbar. Mit beiden Händen raufte er seinen dichten Lockenschopf und schrie aus Leibeskräften.

Der Kolkkrabe wollte schon den Rückzug antreten, als der Mensch auf einmal kehrte und wie eine angeschossene

Wildsau davonrannte. Mit großen Schritten hetzte er durch den Wald, lief kreuz und quer zwischen den Bäumen herum und rief immer wieder: »Mika! Mika! Mika!«

»Und Sie haben die Leiche entdeckt?«

Maike Schnur ließ es sich nicht nehmen, den attraktiven jungen Mann persönlich zu interviewen. Dessen lausbubenhafter Wuschelkopf, die leuchtend grünen Augen und der Drei-bis-vier-Tage-Bart gaben ihm ein verwegenes Aussehen. Außerdem trug er eine hautenge Hirschlederhose.

»Ja, hab ich.« Seine Augen flackerten nervös. Sie hielten ihrem Blick nicht stand und sahen zu den uniformierten Kollegen hinüber, die durch den Schnee stapften, um den Fundort der Leiche weiträumig mit Flatterband abzusperren.

Maike zog Notizblock und Bleistift aus der Jackentasche. »Name?«

»Von dem Toten?«

»Nein. Ihrer.«

»Grube. Henning Grube.«

»Geburtsdatum?«

»12.3.1985.«

»Wohnhaft wo?«

»Eigentlich in Göttingen. Aber derzeit wohne ich in Wienhausen, zur Untermiete. Ich vertrete den Förster. Den vom Klosterforst, der ist zur Kur. Bin erst drei Wochen hier.«

»Sie sind selbst aber auch Förster?«

»Ja.«

»Dann erzählen Sie mal ...«

»So gegen halb zwölf wollte ich hier vorbeischaun, beim Harvester und beim Forwarder. Das mache ich, wenn's geht, einmal am Tag.«

»Harvester und Forwarder? Das sind die beiden Monster-Maschinen da drüben?«

»Richtig. Der Harvester ist ein Holzvollernter. Er fällt, entastet und zersägt die Stämme. Der Forwarder – den nennt man auch Rückezug – lädt das Holz auf und fährt es an den Weg.«

»Zu denen wollten Sie also?«